

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 7. November 1901.

(Nachdruck verboten.)

Geld.

Novelle von M. B ö h m e.

(Fortsetzung.)

Dora verstummte vor einem seltsamen Ton, der durch das Zimmer schwirte; aber es blieb ganz ruhig. Helene stand, dem Zimmer den Rücken wendend, am Fenster und rührte sich nicht.

„Nach Eurem Auftreten, Eurer großen Villa, Eurem ganzen Drum und Dran, mußte man große Schätze bei Euch vermuten,“ fuhr Dora fort. „Aber, Du lieber Gott, — fünfundsechzigtausend Mark sind, — um von den Zinsen standesgemäß zu leben, — ein Bettel, garnichts. Natürlich wollen wir Dir keine Vorwürfe deswegen machen. Du bist einmal Ottos Frau und kannst von Glück sagen, daß Du solchen Mann —“

„So billig bekommen hast,“ ergänzte Helene trocken.

„Wenn Du Dich so unzart ausdrücken willst, jawohl. Uebrigens mußt Du nicht denken, daß Otto allein auf Geld sah. Eben in Leipzig hätte er eine sehr reiche und schöne Witwe bekommen können, halbe Millionärin; aber ihre Vergangenheit und ihre kolletten Muren stießen ihn ab. Sie hat sich halbtodt gekrämt, weil er sie verschmähte. Ich sage Dir das alles nur, um Dir zu beweisen, daß wir wohl eher von Enttäuschungen reden könnten als Du, und daß Deine grenzenlose Ueberhebung und Deine proßige Arroganz wenig genug am Platze ist. Wenn Du es lernen wolltest, Dich mit der Demuth und Sanftmuth des echten Weibes zu schmücken — —“

Helene fuhr wie von einem Peitschenhieb getroffen herum. Unter der dunkelrothen Blut, die ihr Gesicht bedeckte, schimmerten die straffgeschwollenen Stirn- und Schläfenadern beängstigend blau hervor.

„Sanftmuth und Demuth, ja, die will ich von Dir lernen!“ brach es zwischen ihren Rippen hervor. „Heute zum erstenmal hab ich sie kennen gelernt, die Sanftmuth mit den Raubthierkrallen unterm Schafpelz; die heuchlerische Demuth, unter der sich die gottloseste Frechheit und eine bodenlose Unverschämtheit verkriechen. — — Und so was schämt sich nicht, in demselben Athem, in dem es seine ganze Gemeinheit und Nichtswürdigkeit in ihrer erbärmlichen Nacktheit bloßlegt, von Demuth und Gottergebenheit und was weiß ich, zu reden. — Nicht zu glauben! — Und dabei muß ich Dir dankbar sein, — furchtbar dankbar. Ich bin bis jetzt blind durchs Leben gegangen, mit verbundenen Augen. Du hast mir die Binde heruntergerissen, — ganz sanft und lind, — das muß man Dir lassen. Viel kann ich von Euch lernen, alles, was recht ist. Mit frommen Sprücheln auf den Lippen das Ellenbogenrecht brauchen, im lieben Ich den Superlativ des Menschenthums erblicken,

und dabei fromm die Augen verdrehen und von Demuth und Nächstenliebe reden: das ist eine Kunst, die ich bis jetzt nicht verstand, und für die zu lernen ich auch danke. Doch genug. — zwischen uns ist schon viel zu viel gesprochen. — Da —“ ihre Stimme nahm einen durchdringenden metallisch vollen Ton an, mit einer gebieterischen Bewegung wies sie nach der Thür. „Und nie wieder! Wir haben nichts mehr mit einander gemein. Ich will Euch nie wieder in meinem Hause sehen; Ihr seid fortan für mich Luft, wie ich es bis jetzt für Euch war.“

Dora glitt von ihrem Sessel empor; auf ihrem für gewöhnlich graublaffen, spitzen Gesicht lag ein grünlicher Schimmer.

„Mein Bruder wird das letzte Wort sprechen!“ zischte sie. „Für heute gehe ich; Du wirst wohl nachdenken und zur Einsicht kommen.“

Helene stieß die Thür auf und riegelte sie hinter der Fortgehenden zu.

Auf dem nächsten Stuhl brach sie zusammen. Und als ob ihr jemand unaufhörlich Faustschläge in den Nacken versetzte, stieß ein ruckweises, überlautes, schreiendes Schluchzen durch ihre Kehle.

Geld! Das Geld! Ihr Geld! Was schon lange wie umrißlose Ahnung in ihr gelebt, war im Handumdrehen zur Gewißheit geworden. Ihr Geld hatte er geheiratet, — sie war die lästige Dreingabe, das überflüssige Anhängsel!

Allmählich wurde sie ruhiger; ihr Weinen verstummte. Ein ganz eigenes Gefühl war in ihr zurückgeblieben, als ob etwas in ihr zersprungen, zerrissen sei; als ob sie etwas verloren hätte, etwas Kostbares, Unwiederbringliches — — —

Draußen glänzte ein wundervoller Frühherbsttag über der Erde. So viel Sonne! Wie ein strahlengesponnenes Netz spannte sie sich über dem Kirchendach; in warmen Strömen rieselte sie am grünen Gemäuer nieder; die herbstlichen Binden puzte sie zu Weihnachtsbäumen mit ihrem funkelnden Lichterspiel. In alle Ecken und Winkel drängte sie sich hinein, die liebe Sonne, und erfüllte sie mit ihrem Glanz; sie vergoldete den Kohlenstaub zwischen den Eisenbahnschienen; erwärmend, versöhnend, verklärend breitete sie ihren Hauch auch über alles Dunkle, Kalte, Schmutzige, Niedrige der Erde.

Helene wandte sich ab. Sie fröstelte. So viel Licht und doch keine Helle! So viel Sonne und doch keine Wärme! Nur todte Gegenstände erwärmt und verklärt sie. Ins Herz hinein fällt kein Strahl, — in die dunkle, traurige Seele kommt kein erhellender Schein, kein einziger. —

Gegen acht Uhr kamen die Herren zurück, in heiterster Stimmung, angeregt von der schönen Fahrt und dem köstlichen Rüdesheimer Tropfen. Selin stellte seiner Frau die fremden Herren vor; ihre Blässe und ihr gedrücktes Wesen fielen ihm nicht weiter auf.

Der Tisch war schon gedeckt, und es konnte gleich servirt werden. Die Herren lobten das vorzügliche Essen; selbst der Hausherr verstieg sich zu einer schmunzelnden Anerkennung. Ihre Küche verstand sie, die Helene, das mußte ihr der Reiz lassen!

Die Unterhaltung bei Tisch drehte sich um die Müdesheimer Fahrt; man beabsichtigte noch, am Abend einen Abstecher nach Koblenz zu machen. Einer der Herren, ein Berliner, machte den Vorschlag, den Abend lieber in K. zu bleiben, aber Selm widersprach lebhaft.

Während die Debatte noch im Gange war, verließ Helene den Tisch, um aus dem anstoßenden Zimmer eine Fruchtschale zu holen. Die lauten Stimmen der Herren folgten ihr.

„ne Schande, den jöttlichen Abend in der Wirthsstube zu vertrödeln,“ rief der Berliner. „Das Mainzer Pfinchen und die Feuerei laufen nicht davon. Sehen wir uns lieber ein bißel auf die Aussichtsterrasse am Rhein und trinken 'n Viertelchen. Ihre junge Frau begleitet uns vielleicht, ist so den ganzen Tag allein gewesen.“

„Die habe ich mir gut gezogen,“ lachte Selm, „beim ersten Stück Brot eingewöhnt. Liebe es nicht, mich mit Gepäck zu beschweren.“

„Na, na, wer wird so sein! So'n junges Frauchen braucht doch auch mal 'n bißel Zerstreuung.“

Ein langes, undeutliches Gemurmel, dann schallendes Auf-lachen. „Schneidiges Kerlchen, unser Ottochen. Er soll leben — —“

Um neun Uhr war das Haus wieder still wie ausgestorben. In seinem Wohnzimmerchen im ersten Stock saß der alte Preekmann am offenen Fenster und trank seinen Thee; er hatte sich heute zu müde gefühlt, um in Gesellschaft zu speisen. Das letzte Zwieliicht des scheidenden Tages schwankte über das weißgedeckte Tischchen; die Ecken und Wände lagen schon im Schatten.

Helene saß auf dem Schoße des Vaters, so wie sie es als ganz kleines Mädchen gethan hatte, die Arme um seinen Hals geschlungen, den Kopf an seine Schulter gelegt. Und so beichtete sie ihre Last vom Herzen herunter, alles, was man ihr angethan diesen Nachmittag, und dabei stieg wieder das wilde, heiße Schluchzen in ihre Kehle, so daß sie nur stoßweise die Sätze hervorbrachte.

Sanft streichelte die weiche, kühle Hand des Greises ihre erhitzte Stirn, ihre brennenden Wangen. Als sie, endlich ruhiger werdend, ausblickte, sah sie, daß seine Augen naß waren, und ein wunderliches Zucken durch seine Züge ging.

Nun habe ich ihm auch noch das Herz schwer gemacht, dachte sie, wie egoistisch! — —

„Verzeih, Vater!“ flüsterte sie. „Zu dumm ist es, daß ich mich deswegen so aufrege. So lange wir beide uns haben, fehlt uns nichts; ich will auch ganz zufrieden sein, wenn der liebe Gott Dich mir nur noch viele Jahre erhält. Gute Nacht, mein Vater . . . ich bin müde . . . gute Nacht!“ —

Es war mittlerweile dunkel geworden. Helene ging gleich in ihr Schlafzimmer. Im fahlen Dämmerlicht nahe dem Fenster sah sie einen Gegenstand auf dem Boden liegen, — Ottos Brief-tasche, die er, — als er vorhin den Rock wechselte, — wahrscheinlich verloren hatte.

Sie zündete eine Kerze an. Eine kindliche, aufgeregte Neugier packte sie plötzlich, und, auf dem Rand des für die Nacht hergerichteten Bettes sitzend, schüttelte sie den Inhalt der Tasche in den Schoß und las die einzelnen Blätter. Viel Erhebliches war nicht darunter: ein paar Banknoten, belanglose Quittungen, Rechnungen, dann der Brief eines Frankfurter Börsenmaklers, der „die unvorhergesehene Baiße einiger Papiere“ anzeigte und zu „neuen Aktionen“ rieth, um den Verlust einzuholen. Börsenspiel — aha! dachte Helene und es wurde ihr plötzlich noch schwerer ums Herz; sie ahnte längst, daß er spielte. Zu allerletzt fiel ihr ein

ausschriftloses, ungeschlossenes Koubert in die Hände, das ein Billet und eine Postquittung enthielt. Staunend überflog Helene die festen, steilen Schriftzüge, die die Karte bedeckten.

„Geehrter Herr! Zum letzten mal fordere ich Sie auf, mir die noch ausstehende Hälfte meiner Gebühr für die Vermittelung Ihrer Heirat, in Summa 3250 Mk., einzusenden. Sollte das Geld innerhalb drei Tagen, also bis zum 10. Februar, nicht in meinen Händen sein, werde ich, bevor ich weitere Schritte unternehme, die Angelegenheit Ihrem Schwiegervater, dem Herrn Kon-sistorialrath Preekmann unterbreiten.“

Ergebenst

Abelheid Schükel-Warren.“

Helene mußte das ominöse Schreiben mehrere male lesen, bevor sie den Sinn begriff; dann endlich tagte es in ihr. Nun begriff sie alles. Die Postquittung war am 8. Februar ausgestellt: 3250 Mk. Schükel-Leipzig.

Ah — — — so! Die „Stiftsdame“ hatte ihn ja gebracht. Das „Geschäft“ war komplett geworden. Ein regelrechter Handel mit Makler und Zubehör. Und sie war das Objekt, der Gegenstand, die Ware. Oder doch nicht, — sie nicht, nur ihr Geld. Sie gehörte nur zufällig zu der Mitgift; sie war nicht gut zu umgehen gewesen.

Die fürchterliche Erkenntniß regte sie nicht einmal mehr viel auf; nur eine tiefe Trauer und Schwermuth beschlich sie. Sie fühlte sich alt werden in dieser Stunde, uralt.

Wie ein sorgloses, vertrauensvolles Kind war sie bisher durch die Welt gegangen. Und nun war sie auf einmal sehend geworden, und was sie sah, das flößte ihr Ekel ein, Grauen und Entsetzen.

Am Himmel stieg der Mond auf und verschleuchte die Finsterniß. Breit und weiß floß das silberklare Licht über den Boden und drängte die Nachtschatten zurück in die Ecken, an die Wände. Da standen sie, schwarz und ungeheuerlich. Und zu dem Fenster herein drang wie am Morgen der Duft von späten Rosen und Neseiden. — —

VI.

Es war Otto v. Selm ergangen wie andern Leuten, die niemals über eine große Summe Geldes selbständig verfügten. Die 80 000 Mark, von denen die Heiratsvermittlerin sprach, dünkten ihm unerträglich, — weitaus genug, für lange Zeit aller Sorgen ledig in Haus und Drauß dahinleben zu können.

Nicht empfindlich war ihm schon der Ausfall von 15 000 Mk. Anstatt 80 000 Mk. brachte Helene nur 65 000 Mk. in die Ehe. Als die Vermittlungsgebühr davon bezahlt und alle Varen aus seiner Junggesellenzeit losgebunden waren, hatte das Kapital sich schon erheblich vermindert, und obgleich er das Haus keineswegs ausbezahlt, sondern nur eine geringe Anzahlung darauf gemacht und den Rest in Hypotheken darauf gelegt hatte, war die Mitgift seiner Frau schon in kurzer Zeit so zusammengeschnitten, daß die Zinsen des Restes bei weitem nicht zur Deckung der Bedürfnisse des Haushaltes ausreichten.

Er hatte von jeher gern und hoch gespielt; was ihm früher lediglich Passion gewesen, schien ihm jetzt eine Nothwendigkeit, ein rettender Anker, die einzige Hoffnung, dem drohenden Dilemma zu enttrinnen. Leider erfüllten seine Erwartungen sich nicht; Verluste folgten auf Verluste; eine fehlgeschlagene Spekulation in Börsen-papieren verschlang den Rest von Helenens eingebrachtem Vermögen, und kaum zwei Jahre nach seiner Verheiratung stand er auf demselben Punkt wie vor derselben: vis-à-vis de rien. —

Gerade zu dieser Zeit starb eine verwitwete Schwester von Helenens Mutter und hinterließ ihr einige 20 000 Mark. Da die Eheleute Gütergemeinschaft hatten, wurde die Erbschaft an Selm ausbezahlt.

Allerdings gelobte er seiner Frau hoch und heilig, das ihnen so unversehens zugeschnittene Kapital sicher anzulegen und ihr auch die Belege zu bringen; aber es blieb natürlich bei dem Versprechen.

Die Hoffnung, mit dem verhältnißmäßig kleinen Kapital neue Reichthümer zu gewinnen, war zu lockend, als daß er ihr widerstanden hätte. Er hatte sich auf das Börsenspiel laprizirt; die Verluste schreckten ihn nicht. Nach seiner Ueberzeugung mußte der große Schlagler doch einmal kommen, und dann hatten alle Sorgen ein Ende.

Weder Helene noch ihr Vater hatten Otto bewegen können, ihnen über den Stand der Vermögensverhältnisse reinen Wein einzuschütten.

Auf ihre Fragen gab er ausweichende oder grobe Antworten; trotzdem ahnte Helene die Wahrheit. Zu dem Groll und der Erbitterung über den schmachvollen Handel, den man mit ihrer Person getrieben, gesellte sich allgemach eine wahnsinnige Angst vor der Zukunft, vor einem Alter in Armuth. In dem letzten Jahr war sie ganz zusammengefallen.

Obgleich sie mehrere Jahre jünger als Selm war, sah sie neben dem Mann, der keine Toilettenkünste verschmähte, um sich ein jugendliches Aussehen zu erhalten, doch viel älter aus als dieser. Im Städtchen hielt man sie allgemein für zehn Jahre älter als Selm; man amüßte sich über ihre altmodischen Kleider, ihre wunderbaren Hüte, die sie sich selbst zusammenstoppelte, und war der Ansicht, daß sie rasend viel Geld gehabt haben müsse, sonst hätte der flotte Selm sie sicher nicht geheiratet.

Freunde hatte Helene in K keine; seit jener denkwürdigen Aussprache mit ihrer Schwägerin war sie merkwürdig verschlossen, menschenfeindlich und zurückhaltend geworden.

Die Damen Selm hatten überdies in ihrem großen Bekanntenkreis manche Bemerkung hingeworfen, die Helenens Charakter in ein wenig freundliches Licht rückte. Man verdachte es ihr, daß sie gar keinen Verkehr mit der Familie ihres Mannes unterhielt, und mit wenigen Ausnahmen machte sich die Meinung geltend, daß die junge Frau von Selm doch wohl eine eigene, hochmüthige und ziemlich unverträgliche Frau sein müsse.

Selm selbst hatte seine anfängliche Abneigung, sich öffentlich mit seiner jungen Frau zu zeigen, längst überwunden. Man sah sie jetzt öfter abends auf der Terrasse eines Hotels sitzen oder Spaziergänge machen. Trotz dieser scheinbaren äußeren Harmonie war die innere Kluft zwischen beiden größer geworden, und im Hause ging ein finsterner Gast umher, — der Unfriede.

Vielleicht wäre es einer sehr scharfsinnigen und energischen Frau gelungen, sich mit zielbewußter Willensstärke, etwas richtig angebrachtem Nachgeben und vorsichtigem Eingehen auf die Intentionen des Mannes eine erträgliche Stellung zu schaffen; aber Helene, die niemals viel über Selbständigkeit und geistige Kraft verfügte, war innerlich viel zu zermürbt und zerfahren, um planmäßig vorzugehen und handeln zu können. Die brutalen Eröffnungen ihrer Schwägerin und das Billet der Schüzeln hatten mit plumpen Keulenschlägen alles Selbstgefühl und Selbstbewußtsein in ihr zertrümmert.

Es war ihr unmöglich, kalt sinnig zu überlegen, was klug sei und was nicht. Dabei lebte im Grunde ihres weichen, guten Herzens eine heiße Sehnsucht nach Liebe und Verständniß. Zu Hause war sie der vermöhnte Liebling, dem man jeden Wunsch von den Augen ablas, und ihr Elternhaus war ein rechtes Pastorenhaus gewesen, erfüllt vom Geiste echt christlicher Nächstenliebe und Duldung. In den Gemeinden, wo Preekmann lange Jahre wirkte, lebten die liebenswürdigen Menschen noch heute wie Idealgestalten in den Erinnerungen der Pfarrkinder. Aber gerade deshalb, weil sie von Kind an die Atmosphäre reinsten christlicher Liebe geathmet, dünkte sie die Lieblosigkeit, die Heuchelei und gleichnerische Lüge, der sie in der neuen Heimat auf Schritt und Tritt begegnete, etwas so Ungeheuerliches, Unbegreifliches, daß ihre Sinne kaum daran heranzureichten.

Ihr einziger Trost und Halt blieb noch ihr Vater. Aber der alte Herr kränkelte in letzter Zeit. Im letzten Winter bekam Herr Preekmann einen Influenzaanfall; seitdem konnte er sich nicht ordentlich erholen. Im Frühling wurde er ganz bettlägerig. Der Arzt konnte keine besondere Krankheit konstatiren, sprach vom Alter und zunehmender Herzschwäche und rieth Helene, den Patienten nie allein zu lassen.

An einem Abend im Mai war er besonders hinfällig und Helene beschloß, die Nacht bei ihm zu wachen. Der Kranke lag mit offenen Augen, aber vollständig apathisch, im Bette. Den ganzen Tag hatte er keine zehn Worte gesprochen, nur nach Luft verlangte er zeitweilig, nach Luft und Licht.

Nun standen die Fenster weit offen. Goldrothe Abendlichter spielten über der weißen Bettdecke und auf der klaren, wachsblassen Stirn des Greises. Selbst seine Augen schienen durchströmt und durchschimmert von der rothigen Blut. Im Pflanzspalier an der Mauer zwitscherten ein paar Amseln und die Luft starzte von Wohlgerüchen. Bisweilen schwankte ein kühler Windzug herüber und warf eine Wolke von Linden- und Akazienblütenduft ins Zimmer, und draußen war eine große, feierliche Frühlingsabendsille.

Auf einmal dehnten und reckten sich die Glieder des Kranken; er winkte Helene, sie trat zu ihm und neigte ihr Gesicht an das seine.

„Ich hab' für Dich gesorgt, Kind,“ flüsterte er, „ich kann ruhig scheiden; von materiellen Sorgen wird Dein Leben fortan frei sein. Das Beste können, sollen, dürfen sie Dir nicht entreißen.“

„Verlaß mich nicht, Vater,“ schluchzte Helene.

Es war das erste mal, daß er auf sein nahes Ende hinwies. Ein seltsames Lächeln glitt über sein Antlitz. „Die Nacht ist so schön, — zum sterben schön.“ Und nach einer Weile: „Ich habe an Frohwein geschrieben. Er wird Dir beistehen. Wie ein Bruder!“ — Und wieder das sonderbare, überirdische, leuchtende Lächeln. —

Eine unennbare Angst packte Helene und schnürte ihr die Brust zusammen. In ihrer Noth riß sie die Thür auf und rief nach ihrem Mann; er war jetzt öfter abends zu Hause. Sofort kam er. Wie er dem Kranken, der die Augen jetzt geschlossen hielt, ins Antlitz blickte, wußte er gleich, was sich vorbereitete. Still wandte er sich ab, dem Fenster zu. Die geheimnißvolle Majestät des Todes umzitterte seine Seele mit wunderbar ergreifenden Schwingungen. Er versetzte sich im Geiste in den Augenblick zurück, wo er zum ersten male in das glückliche, harmonische Leben von Vater und Tochter getreten war, und sein Herz wurde weich und eine tiefe Nührung und Beschämung überkam ihn. Zum ersten male ahnte er, was der Greis gelitten hatte, — durch ihn, — zum ersten male sagte er sich, daß die Frau dort ein besseres Loos verdient habe, als wie er es ihr bereitet hatte.

Sein Herz klopfte; alles, was von seiner Kindheit her an guten, weichen Gefühlen in ihm lebte, wurde plötzlich lebendig, bewegte ihn, drängte nach seinem Herzen. Aber zwischen den reinigen Empfindungen und guten Vorsätzen, die seine Seele durchdrangen, wuchs plötzlich ein trivialer, häßlicher Gedanke empor.

Er saß wiedermal total auf dem Trocknen, und der Alte mußte einen guten Brocken Geld im Rücken haben. Mit 75 Jahren hat der Mensch schließlich auch ausgelebt; sterben ist Menschenloos... Er suchte den Gedanken herabzudrücken, zu verschrecken; es gelang nicht, die Wehestimmung war vorüber.

Langsam sank die Nacht hernieder; im Zimmer flammte das Nachtlicht auf, verbreitete seinen schmalen, zitternden Dunstkreis über dem Tischchen. Fernab blies irgendwo jemand ein Waldhorn, lang nachhallend schwebte das Echo an den Bergwänden nieder. — Und mitten hinein in die Stille und die traumhaften Klänge plötzlich ein tiefes Aufathmen, eine unirdisch klare Stimme:

„— Zuflucht ist beim alten Gott und unter des Ewigen Armen.“ — Ein leis verklingendes Seufzen, — dann ein verzweiflungsvoller Ausruf: „Vater, Vater, Vater! — Otto, Vater ist gestorben! — — —“

Dem Wunsche des Verstorbenen gemäß wurde seine Leiche nach Gohlis übergeführt und neben seiner vorangegangenen Gattin auf dem dortigen Friedhof beerdigt.

Drei Tage nach des alten Herrn Tode wurde sein Testament eröffnet. Herr Preekmann hinterließ ein Vermögen von 60,000 M., ein Drittel davon fiel an seinen Sohn, den Pastor, zwei Drittel sollte Helene als selbstzuverwaltendes Sondergut erhalten.

Pastor Reinhold Frohwein war zum Kurator der Masse eingesetzt; falls Helene die Selbstverwaltung des Vermögens nicht übernehmen wollte, oder sich sonst irgendwie Schwierigkeiten beim Ordnen des Nachlasses ergeben würden, war ihm umfassende Vollmacht gegeben, Helenens Interessen zu vertreten.

Selm war wie vor den Kopf geschlagen; nicht im entferntesten hatte er die Möglichkeit solcher testamentarischen Verfügung erwogen; alle seine Voraussetzungen, alle seine Vorsätze wurden dadurch über den Haufen geworfen. Gerade jetzt hatte er endlich mal glatte Bahn vor sich gesehen. Eine Anzahl todsicherer Industriepapiere waren ihm offerirt, Papiere, die über kurz eine schwindelnde hausse erfahren mußten, mit denen sich im Handumdrehen Tausende verdienen ließen. Das war nun alles Essig. So, wie er Helene kannte, würde sie mit zäher Beharrlichkeit an den Buchstaben des Testaments festhalten, und eigentlich konnte man es ihr nach den Erfahrungen, die sie gemacht hatte, nicht einmal verdenken.

Trotzdem es in ihm kochte vor unterdrückter Wuth, ließ er doch seine Gefühle mit keinem Wort merken. In aller Stille nahm er eine Abschrift des Testaments und fuhr eines Nachmittags nach Koblenz.

Helene war noch mit dem Beantworten der Kondolenzschreiben beschäftigt, als ihr Mann spät abends in ihr Zimmer trat. Ein paar mal ging er unruhig hin und her, dann blieb er an ihrem Schreibtisch stehen. „Möchtest Du nicht aufhören mit Schreiben?“

„Gewiß!“ Helene legte den angefangenen Brief ins Schubfach und sah ihren Mann erwartend an.

Er räusperte sich. „Ich bin außer mir,“ sagte er, „ich kann kaum ruhig sprechen. Das Testament Deines Vaters ist eine Schmach für mich, eine Blamage, eine Gemeinheit, die ihresgleichen sucht. Still, — unterbrich mich nicht, ich weiß, was Du sagen willst. Gewiß, ich habe Pech gehabt, kolossales Pech. Aber das ist nicht meine Schuld, ich handelte in bester Absicht. Es war mir von Anfang an peinlich, daß ich Dir gar nichts bieten konnte. Ich wollte Dein Vermögen verdoppeln, verdreifachen, — es mißglückte. Ich bin nicht der erste und nicht der letzte, dem das passiert; das ist noch lange keine Schande, absolut nichts Ehrenrühriges. Aber das Testament Deines Vaters stellt mich hin wie einen Lumpen, einen versumpften Menschen, dem man keinen Pfennig anvertrauen kann. So etwas lasse ich mir nicht bieten.“

„Es ist doch zu unserem Besten. Alles, was mir gehört, gehört doch auch Dir,“ warf Helene bestürzt ein.

„Du würdest also ohne weiteres die Verwaltung Deines Vermögens mir überlassen?“

„Dir? Nein! Das darf ich nicht. Wir verzehren gemeinsam die Zinsen. Das Kapital bleibt unangetastet.“

„So? Ich danke! Ich spüre durchaus keine Lust, mir die Groschen von Dir zuzählen zu lassen. Noch bin ich Mann, Herr im Hause. Und, — kurz gesagt, — ich werde dies verrückte Testament gerichtlich anfechten. Trotz seiner Superweisheit hat Dein Vater einen argen Bock geschossen, als er die famosen Verfügungen traf, die mich rechtlos machen sollten. Du kannst ja Deinen „Kurator“ beauftragen, Deine Interessen wahrzunehmen.“

Helene starrte ihren Mann ganz entgeistert an, in das fahle, zuckende Gesicht. Des Vaters Testament anfechten, — der bloße Gedanke erschien ihr ein so namenloser Frevel, daß er alle ihre Empfindungen momentan lähmte. „Es war doch sein letzter Wille,“ murmelte sie, „der Wille des Sterbenden — — Er würde Dich bei Gott verklagen, wenn Du es wagtest — — —“

„Quark,“ sagte Selm roh. „Dieser letzte Wille ist eine Ungerechtigkeit, außerdem ungesetzlich. Der Alte war überhaupt in letzter Zeit schwachsinzig. Es bleibt dabei; werden sehen, wer recht behält. Gute Nacht!“

Er war hinaus. Helene horchte, bis seine Schritte draußen verhallten. Ihr Gesicht war weiß bis in die Lippen. Der letzte Rest von Sympathie und Achtung, den sie ihrem Mann noch bewahrte, war soeben entwichen; seine Handlungsweise flößte ihr Entsetzen, Abscheu und Ekel ein. Noch in derselben Nacht schrieb sie an Frohwein. Merkwürdig leicht flossen ihr die Worte in die Feder, als ob sie jahrelang mit ihm in Verbindung gestanden, sie bat ihn um seinen Rath und seine Hülfe in dieser schwierigen Angelegenheit.

Eine Woche verfloß, ohne ihr Antwort zu bringen.

Selm machte bereits spöttische Anspielungen auf den Netter in der Noth, der es nicht gerade eilig zu haben schien, seine Ehrenpflicht zu erfüllen.

Helene selbst wurde irre an dem einstigen Freund.

Da kam er eines Tages ganz unangemeldet selber.

Helene konnte, als Frohwein sie begrüßte, nicht eine tiefe Bewegung unterdrücken. Unaufhaltsam stürzten die Thränen aus ihren Augen. „Sie haben viel Schweres erduldet, liebe Freundin,“ sagte der Pastor ernst. „Gott möge alles zum Guten wenden. Ich bin dem lieben Verstorbenen herzlich dankbar für das große Vertrauen, das er mir schenkte. Er soll sich nicht getäuscht haben. Ich werde Ihre Sache zu der meinen machen und für Ihr Recht kämpfen, als ob es für mein eigenes wäre.“

Helene gab ihm die Hand, und in diesem Augenblicke kam ein schönes, beglückendes Gefühl des Geborgen- und Beschütztseins über sie. Sie war nicht mehr ganz verlassen, nicht mehr schutzlos; ein treuer, uneigennütziger Freund stand ihr zur Seite.

„Ich komme erst heute, weil ich meine kleine Gertrud gern mitnehmen wollte und den Anfang der Pfingstferien deshalb abwartete,“ fuhr Frohwein fort. „Darf ich Ihnen mein Töchterchen zuführen?“

Helene bejahte; sie war keine große Kinderfreundin, aber es freute sie doch, das kleine Mädchen kennen zu lernen, und als es ankam, schloß sie es sofort in ihr Herz. Die kleine Trude war ein Kind von eigenartigem, bestrickendem Liebreiz. Aus dem reizenden Gesichtchen blickten ein Paar große, ernste, dunkle Augen. Sie war für ihre 10 Jahr weit vor, fast ein wenig altklug. Das Geplauder der Kleinen machte Helene viel Freude; ihr einsames Herz erwärmte sich an dem Kindheitszauber, für Stunden vergaß sie ihre eigene Traurigkeit und lachte und scherzte mit dem Kinde, wie in den längst vergangenen Tagen ihrer sorglosen Mädchenjahre.

In den nächsten Tagen hatten die Männer in Koblenz eine Konferenz mit den Rechtsanwälten. Helenens Sache stand schlecht, fast aussichtslos. Herr Preekmann hatte, als er testirte, vergessen zu erwähnen, ob das Vermögen, über welches er verfügte, von ihm oder seiner verstorbenen Frau stammte. Da sich mit leichter Mühe das Letzte erweisen ließ, außerdem noch ein gemeinsames Testament der Eheleute vorhanden war, welches nur bis zu dem Tode des Lebtlebenden diesen als Universalerben des Gesamtbesitzes vorsah, so waren die einseitigen Nachbestimmungen des Konfistorialrathes ungesetzlich und deshalb hinfällig.

Helene hörte Frohweins Eröffnung mit stiller Ergebung an.

„Wir werden nichts unversucht lassen. Leicht soll es Ihrem Mann nicht werden, den Willen des Todten anzutasten. Dafür bin ich Ihnen gut.“ —

Wenige Wochen später traf das Erkenntniß des Gerichts ein. Selm hatte seinen Willen durchgesetzt, das Testament wurde für ungesetzlich und deshalb für ungiltig erklärt. Nur ein kleiner Bruchtheil, wenige tausend Mark, nachweislich das Privatvermögen ihres Vaters, wurde Helene, dank Frohweins Bemühungen, als Sondergut zuerkannt, ein Rothpfennig für schlimme Zeiten.

Freilich ging sie nun auch ihres Vorzugerbrechts verlustig, aber ihr Bruder, der selbst sehr vermögend war, den aber komplizierte Familienverhältnisse an einem thatkräftigen Beistand seiner Schwester hinderten, gründete mit den 10 000 Mark, die ihm eigentlich nicht zugebacht waren, eine Stiftung für verarmte Familienmitglieder. Vielleicht leitete ihn dabei der Gedanke, daß diese Stiftung später doch einmal Helene zu Gute kommen würde.

Der Gerichtsbeschluß hatte Helene nicht mehr überraschen können. Schmerzlicher als dieser war ihr der Abschied von ihrem Freund und seinem kleinen Töchterchen.

Trostlos öde, wie ausgestorben, schien ihr das Haus, seitdem das fröhliche Kinderlachen nicht mehr darin ertönte; nun war sie einsamer als zuvor, und sie wanderte ihren lichtlosen Weg weiter wie vordem. Eine von niemand beachtete Kreuzträgerin im Schatten des Lebens.
(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Unser neues Haus.

Humoreske von E. F a h r o w.

1. Juni 19 . . .

Lieber Hans!

Raum daß ich ein wenig zur Ruhe gekommen bin, benütze ich meinen Sonntagnachmittag, um Dir zu schreiben, das heißt Dir zu danken; denn ich fühle mich wirklich glücklich. Wenn Du wüßtest, wie dankbar ich Dir bin!

Ich werde niemals den Tag vergessen, da Du mir, an dem kleinen Häuschen in der Kaiserstraße vorbeikommend, den Wink gabst, daß dies eine „gute Gelegenheit“ für mich wäre, um endlich aus den Mietwohnungen herauszukommen.

Eine gute Gelegenheit? O nein, ein Glücksfall sondergleichen war es, und ich schüttelte Dir im Geiste immer wieder die Hand für Deinen Rath.

Vor allem das Gefühl, in den eigenen vier Wänden zu sitzen, das ist ja unbezahlbar! Und wir haben sie noch dazu so billig bezahlt, diese lieben vier Wände. Alles dank Deinem Zureden, denn wenn ich nicht den Kauf damals gleich abgeschlossen hätte, würde ich das Haus nachher nicht mehr so billig bekommen haben.

Zunächst haben wir ja allerdings allerhand Handwerker kommen lassen müssen, denn kleine Reparaturen und Aenderungen waren doch ganz unumgänglich nöthig. Es gab erstens kein Mädchenzimmer und zweitens keine anderen sehr nothwendigen Nebenräume in dem Häuschen. Aber das ließ sich ganz bequem einrichten, meine Frau ist geradezu bewunderungswürdig in ihren praktischen Einfällen.

Wir hatten also nacheinander Maurer, Zimmermann, Schlosser (es war keine Wasserleitung vorhanden), Gasarbeiter (Gas fehlte noch), Maler, Tischler, Tapezierer und Töpfer dort. Aber das machte ordentlich Spaß, dieses Gewimmel und fröhliche Schaffen.

Im Mai zogen wie ein; der Kinder wegen erst Mitte des Monats, damit wir nicht gleich mit dem Heizen anfangen mußten das Haus steht so frei und lustig im Garten.

Meine Frau nennt es natürlich eine „Villa“. Bei vier Fenster, Front eine kühne Bezeichnung — aber Frauen sind doch nun einmal so eitel, Lisbeth ganz besonders.

Der Garten war so verwildert, daß ich erst einmal einen Gärtner nehmen und die Sache ein wenig in Ordnung bringen

mußte. Ich ließ ihn nur das Größte machen, denn das Säen und Pflanzen besorgen wir natürlich allein, sonst hätte ja unser „Land leben“ keinen Reiz mehr.

Unser Pudel fühlt sich sehr wohl auf dem Hof, nur vielleicht einsam. Die Kinder behaupten das wenigstens — ich fürchte, sie haben ihr Auge auf irgend einen zweiten Köter geworfen, den sie mir aufhalten wollen. Ich kenne diese Spiegelberge! Nun, wir wollen sehen, was sich machen läßt, Thierfreunde sind wir ja alle.

Für heut sage ich Dir Lebewohl, lieber Hans, komm bald her und besieh Dir das neue Heim Deines dankbaren

August.

* * *

3. Juni 19 . . .

Liebe Frieda!

Ich weiß, daß Dein Mann vor einigen Tagen von meinem August einen Brief bekommen hat. Könntest Du mir nicht im Vertrauen mittheilen, was darin gestanden hat? Das heißt nur so im allgemeinen, ob er klagte oder sich freute.

Unsere Villa nämlich — unter uns gesagt, sie ist doch etwas gar zu klein — macht mich rein zur Sklavin — das heißt noch mehr zur Sklavin, als eine verheiratete Frau es ohnehin ist. Wenigstens dann, wenn sie einen nervösen Mann hat.

Denkst Du, August litte es, daß er und ich zu gleicher Zeit einmal aus dem Hause sind? Gott bewahre, es könnten ja inzwischen Einbrecher kommen oder Mörder, was weiß ich! Wenn er fortgeht, schließt er sämtliche Außenthüren — wir haben deren vier — ab, und dann muß ich ihm noch heilig versprechen, das Mädchen inzwischen nicht etwa fortzuschicken. Man könnte ja das Haus forttragen! So wenigstens klingt es beinah, wenn man ihn hört.

Das Einzige, was mir Freude macht, ist der Garten — prachtvollen Salat haben wir schon darin. Den habe ich auch gepflanzt, ebenso wie die Kohlrabi — August dagegen hat Radieschen gesät, aber so dicht, daß da unmöglich was kommen kann. Wenn die Männer, die sonst nur mit Akten umzugehen wissen, doch nicht mit Erarbeiten oder Hauswirthschaft oder dergleichen anfangen wollten! Es ist direkt komisch, sag ich Dir! Und dabei sind sie überzeugt, daß sie alles besser verstehen wie wir, geradezu alles. Nächstens wird mein guter August mir zeigen wollen, wie man rationell plättet, glaube ich. Aber das sind nur so kleine, allgemeine Gattungschwächen, die nicht er allein sondern sein ganzes Geschlecht besitzt; auf ihn laß ich nichts kommen, er ist solch ein Prachtmensch.

Wenn er zufrieden in dem neuen Hause ist, will ich auch kein Wort mehr dagegen sagen, so viel Mühe ich auch mit demselben habe. — Uebrigens haben wir da ein Plätzchen, das Dir, liebe Frieda, ganz besonders gefallen wird, wenn Ihr uns nächstens besucht; zu der Hausthür führen nämlich acht Stufen hinauf, die auf einem kleinen „Altan“ endigen, vulgo Treppenabfah. Daraus lasse ich mir jetzt eine Veranda herrichten, die paar Thaler mehr können nun auch schon nichts schlimmer machen.

Neugierig bin ich auf Augusts Gesicht, wenn die Handwerkerrechnungen kommen — den Tag mache ich sicher eine Landpartie mit den Kindern!

Bubi ist übrigens ein großer Thierfreund wie sein Vater; gestern brachte er einen Fgel in seiner Mütze an. Die Mütze war zwar hin, aber das Thierchen war auch sehr drollig, fraß Semmel und Milch und ließ den Pudel nicht heran.

Draußen klingelt es, das wird die neue Marktise für meine Veranda sein — adieu! Tausend Grüße von Deiner Kousine
Lisbeth.

* * *

1. Juli 19 . . .

Lieber Hans!

Ich reise in vierzehn Tagen an die See. Zur Erholung von meinem Altentraub, und weil doch nun einmal die Juristenferien am 15. beginnen. Sonst bliebe ich ja sehr gern zu Haus; aber

die Kinder sind in den Ferien so unbändig und laut — viel lauter als andere Kinder — da würde ich doch keine Ruhe haben.

Du schreibst, unser Garten müßte jetzt himmlisch sein, und Ihr Großstädter beneidetet uns förmlich. Ja, lieber Freund und Wetter, das ist ja ganz schön — aber die Mücken! Herrgott und alle Heiligen, die Mücken! Das ist ja schauderhaft, ganz einfach un—sag—bar! — Natürlich habe ich nur immer das Viehzeug auf mir sitzen, ich und der Junge; zu Lisbeth kommt nie ein Insekt! Es wundert mich ja weiter nicht, denn ich habe eben sehr feine Haut und wahrscheinlich sehr süßes Blut, während Lisbeth die bekannte, lederdicke Haut hat, die so weiß aussieht und nie verbrennt. — Aber ich versichere Dir, es ist mir positiv unmöglich, draußen zu sitzen, besonders abends nicht, wo es ja am schönsten wäre.

Na, ich reise also weg. Lisbeth mit den Kindern wird um so ungestörtere Ferien hier genießen; sie sitzt den ganzen Nachmittag und Abend auf der Haustreppe, das heißt der „Veranda“, über welche sie sich ein neues, rothstreifiges Sonnen- und Regendach anmachen ließ — im Vertrauen gesagt, manchmal wird mir schwül bei dem Gedanken an die kommenden Rechnungen.

Ob wir nicht doch ein bißchen theurer wohnen als früher?

Wenn ich nur wüßte, ob Lisbeths zur Schau getragene Freude über das Häuschen echt ist! Hat sie Deiner Frau nicht vielleicht etwas darüber geschrieben?

Die Kinder lassen Dich vielmals grüßen. Sie haben gestern ihren ersehnten zweiten Hund bekommen — einen braunen Teckel, mir zu Liebe, (sagen sie) weil ich Teckel so gern habe. Es scheint ja ein sehr nettes, lustiges Thier zu sein.

Schreibe mir bald. Ich hoffe, Ihr seid wohl, trotzdem Ihr nicht so gute Luft einathmet wie wir.

Stets Dein treuer Wetter

August.

* * *

13. Juli 19 ..

Liebe Frieda!

Uebermorgen reist August nach Norderney — zu meiner Erholung. Ich kann Dir sagen, es ist die höchste Zeit — er war so nervös, daß überhaupt nur eine Lammsgeduld wie die meine es noch mit ihm aushalten konnte.

Es ist ja wahr, er wird sehr viel von Mücken und Fliegen belästigt, aber mein Himmel, deshalb braucht man doch nicht von morgens bis abends aus der Haut zu fahren.

Außerdem ist er selbst schuld daran, daß es so unruhig bei uns zugeht, denn nächstens haben wir hier eine vollständige Menagerie auf dem Hof. — Der Igel ist uns treu geblieben, unser Pudel that ihm nichts. Vor acht Tagen kam aber Bubi vom Felde nach Haus, wo er auf gräßlichen Schutt- und Unrathausen nach Champignons gesucht hatte. Statt der Pilze brachte er aber einen scheußlichen, flügelahmen, alten Raben mit, der nicht mehr fliegen kann, aber sich durch schiefes Hopfen und Schwanken vorwärts bewegt. Aus Mitleid hatte der Junge ihn mitgenommen, auf dem Hof deponirt und mit einer Schüssel gekochter Kartoffeln heimisch gemacht.

Die Hühner fürchteten sich vor dem krächzenden Schwarzen, der Pudel jagte nach ihm. Bubi warf mit einem Knüttel nach dem Pudel, traf statt dessen das Schwesterchen, das ihr Gebrüll nun mit dem Krächzen mischte, und das Ende vom Liede war, daß der gräßliche Vogel auf mich zustob — ich fürchtete mich aber vor dem großen Schnabel, schrie ebenfalls — und gerade in diesem Augenblick kam August nach Haus.

Wie beruhigend die Szene auf ihn wirkte, der sie sofort durch aufgeregtes Schelten verschlimmerte, kannst Du Dir denken, Ich hoffe, er kommt genießbarer nach Haus.

Seine Rabieschen sind natürlich als drei Zoll lange, röthliche Zwirnsfäden aufgewachsen — mein Salat ist herrlich, auch der Kohlrabi. Unter uns gesagt, weißt Du, was gestern August sagte, als er das Kohlrabibeet ansah? Mit der überlegenen Miene der Weisheit, die ja „alles besser versteht“, klopfte er mir auf die Schulter und sagte: „Na Lisbeth, Kind, jetzt ist es aber die höchste Zeit, daß die Kohlrabi aus der Erde genommen werden — die Knollen wachsen ja schon alle oben raus!“

Habe ich gelacht! O je, die Männer!

Nächstens mehr; mit herzlichem Gruß

Deine treue Lisbeth.

* * *

10. Oktober 19 ...

Lieber Hans!

Leider muß ich Dir mittheilen, daß ich nach genauer Berechnung aller diesjährigen Ausgaben, ungerechnet die Einbuße an Frieden und Nervenkraft, mit einem erheblichen Defizit abschließe. Da ich meine Jahresbilanz immer im Herbst ziehe, nachdem ich alle Rechnungen beglichen habe, so weiß ich jetzt, daß ich um zirka 500 Mark theurer wohne als in unsrer früheren, netten Miethswohnung, die doch einen so hübschen Balkon hatte, und daß ich eigentlich, seit wir die Villa haben, nur noch dazu da bin, um Handwerker zu bezahlen.

Ich möchte Dir ja gewiß keine Vorwürfe machen, aber ein leichtfinniger Schritt war doch dieser Kauf, zu dem Du mir so zugeredet hast. Wenn Ihr, wie es ja Eure Absicht ist, im Frühjahr hierherzieht, will ich Dir zeigen, wie ich hineingelegt worden bin — alle Professionisten nahmen doppelt so viel wie der Anschlag erst lautete! Und dabei sagtest Du, für dreißigtausend Mark sei das Haus geschenkt. Es kostet mich jetzt rund fünfunddreißig, mein Lieber!

Mit bestem Gruß bin ich

Dein Wetter August.

1. November 19 ...

Liebe Frieda!

Ihr seid ein kinderloses Ehepaar und könnt Esternfreuden- und -leiden nicht begreifen, aber wenn Ihr noch jemals Familie bekommt, höre auf meinen Rath: bloß kein Viehzeug!

Gestern hat der Teckel den lahmen Raben todt gebissen, den Igel so gezaust, daß selbiger entflohen ist (vorher aber dem Teckel die Schnauze total zerrissen hat), dann sich mit dem Pudel verartig gerauft, daß dieser blutend und lahm retirirte und ist endlich von mir windelweich geschlagen worden.

Wenn es wo anders Heulen und Zähneklappern giebt, dann gab es gestern bei uns den *Superlativ* davon! Außerdem hatte ich die Dachdecker im Hause, und August spielte den Orlando Furioso. Bloß ich behielt meine gute Laune — man muß ja! — Wann trifft Ihr hier ein?

Herzlich grüßend

Deine alte Lisbeth.

* * *

15. November 19 ...

Lieber Hans!

Du bist eine Seele von einem Menschen! Du kaufst mir die Villa ab — fünfunddreißigtausend Mark sind ja auch für Dich gar kein Geld — das Haus paßt prachtvoll gerade für Euch! — Dies ist der glücklichste Tag meines Lebens!

In ewiger Dankbarkeit

Dein Freund und Wetter August.

(Nachdruck verboten.)

Der kritische Augenblick.

Gespräch auf einer Veranda. — Von Domino.

„Liebes Fräulein, wir stehen vor dem schmerzlichen Augenblick des Abschiednehmens. Wenige Stunden noch, und wir verlassen diesen schönen Fleck Erde, wo wir so glücklich gewesen sind. Es nützt nichts, die Ferienzeit ist und bleibt die schönste Zeit im Jahre. Nun ist sie vorüber. Die herrlichen Ausflüge in die Berge, an die See haben ein Ende. Wenn man sich des Morgens ein Ziel steckt für die Aufgabe des Tages, so war es nur irgend eine schöne, weltverlorene Wirthschaft mit lockendem Bier oder Wein. Wenn man es immer so haben könnte! Aber es ist aus.“

„Sie werden ja förmlich sentimental, Herr Doktor. Aufrecht gesagt, ich bin herzlich froh, daß der Landaufenthalt ein Ende hat. Es war ja recht schön — aber langweilig war es auch. Ich fühle mich schon bei den Gedanken an die Stadt, an die Rückkehr zur Gesellschaft, förmlich erfrischt. Kein anderes Ziel zu haben, als in alle Bier- und Weinkrüge zu blicken, mag vielleicht für Sie verlockend sein — mich, mein Vester, kann das nicht reizen.“

„Verehrtes Fräulein —“

„Und wenn Sie es hier so schön finden, warum bleiben Sie denn nicht länger hier? Wer hindert Sie daran? Ich bin überzeugt, man wird in Ihrem Amte herzlich froh sein, Sie noch einige Wochen entbehren zu müssen. Schreiben Sie nur Ihr Gesuch um Urlaubsverlängerung! Sie werden sehen, es wird postwendend bewilligt.“

„Verehrtes Fräulein —“

„Ich kann absolut nicht begreifen, warum Sie sich den Genuß der Herrlichkeiten, die allein in der schönen Natur zu finden sind, nicht länger gönnen wollen. Diese milden Sommertage im Herbst, wenn sich die Wälder zu färben beginnen, haben ja einen besonderen Reiz. Und wird es auch in den Berg- und Seewirthschaften immer einsamer, so sind doch die Wirthschaften die Hauptsache, nicht wahr?“

„Sie wissen wohl, daß wir beschlossen haben, miteinander nach der Stadt zurückzukehren.“

„Was mich anbelangt, so entbinde ich Sie Ihres Versprechens. Ich will Ihrem Glücke nicht hinderlich sein. Auch die anderen werden Sie Ihres Versprechens gerne entbinden. Bleiben Sie, bleiben Sie nur. Was haben Sie denn an uns allen? Wir haben hier, ein paar Familien, den Sommer so vergnügt miteinander verbracht, als es möglich war. Aber, mein Gott, in der Stadt kommt man so selten zusammen —“

„Das ist es ja eben. Ich habe mich an dieses vergnügte Zusammenleben so sehr gewöhnt, daß ich es länger nicht entbehren kann. Darum will ich ein ernstes Wort mit Ihnen reden. Sie kennen meine Gefühle für Sie. Ich liebe Sie. Ich möchte Sie heiraten. Wollen Sie die Meinige werden?“

„Sie scherzen wohl? Sie haben heute vielleicht schon im Geheimen eine der bewußten Wirthschaften besucht und sind in gehobener Stimmung. Wer weiß, wenn sich die künstliche Begeisterung abkühlt —“

„Suchen Sie mir nicht auszuweichen, wie so oft. Dieser Augenblick des Abschieds ist ein kritischer Augenblick für mich. Mein Schicksal muß sich jetzt entscheiden. Darum antworten Sie ehrlich und aufrichtig auf meine Frage: Wollen Sie die Meinige werden, ja oder nein?“

„Also ehrlich und aufrichtig: nein. Sie haben ja viele treffliche Eigenschaften, Herr Doktor, und waren uns im Sommer ein sehr lieber Gesellschafter. Aber wenn Sie wärmere Gefühle für mich hegen, wovon ich bis zu diesem Augenblicke keine Ahnung hatte, so kann ich sie wirklich nicht erwidern. Sie sind mir ja darum nicht böse, und wir bleiben Freunde, nicht wahr?“

„Ach ja. Es thut mir leid, daß Sie nicht zustimmen, aufrichtig leid. Zum ersten male auf einer Ferienreise habe ich Anschluß an Familien genommen und so viel Freude in dem Verkehr gefunden, daß ich Lust zum Heiraten bekam. So im Kreise einer Familie ist es doch viel freundlicher, gemüthlicher und anregender, als in der ewigen Aneipe mit den ewigen Bechgenossen. Ich könnte keinen Geschmack mehr daran finden. Ich habe den ganz bestimmten Entschluß gefaßt, zu heiraten. Es thut mir wirklich leid, daß Sie sich mir versagen.“

„Aber muß ich es denn gerade sein? Sie werden leicht eine Frau finden. Meine Freundin beispielsweise, die kleine Friederike, ist das nicht ein hübsches und liebenswürdiges Mädchen?“

„Ja, freilich. Sie ist anders als Sie, wird aber doch gewiß auch einen Mann glücklich machen. Sie hat etwas Zartes, Weiches in ihrem Wesen, es umfängt einen, wenn man längere Zeit in ihrer Gesellschaft weilt, ein eigener Zauber. Es ist, als träte etwas Mildes und Gütiges in unsern Kreis —“

„Da sehe man! Ich hatte gar keine Ahnung von den vielen vortrefflichen, geheimnißvollen Eigenschaften meiner Freundin — aber Sie, Sie scheinen ein offenes Auge dafür gehabt zu haben!“

„Und dann ist sie wirklich ganz besonders hübsch. Ein so reiches Haar, wie das ihrige, findet man selten. Glauben Sie, daß sie mich möchte?“

„O ja, die nimmt Sie, die greift mit beiden Händen zu. Die brennt ja förmlich auf das Heiraten. Sie schmachtet jeden an, und wer da immer käme, hätte er auch einen Höcker und einen Pferdefuß, ich glaube, sie nähme auch den!“

„Ich glaube, Sie thun Ihrer Freundin Unrecht. Ich habe sie beobachtet —“

„Ach, Sie haben sie beobachtet?“

„Ja, und ich habe bemerkt, daß sie den Herren gegenüber eher scheu und zurückhaltend ist —“

„So heiraten Sie sie doch! Heiraten Sie sie! Heiraten Sie das scheue und zurückhaltende Mädchen mit dem zarten, weichen Wesen, mit dem reichen Haar, das gewiß wunderbar, vorausgesetzt nämlich, daß es echt ist, was ich sehr bezweifle. Sie hat zwar nichts, rein gar nichts, und ich glaube nicht, daß die Leute, die einen solchen Aufwand treiben, ihr auch nur eine anständige Ausstattung geben werden. Und ihre Mutter, der sie so ähnlich ist, wird eine herrliche Schwiegermutter abgeben, schneidig und entschlossen, das ist wahr, aber was thut das Ihnen? Sie lieben ja den Familienverkehr. Die vorige Woche hat sie ihr Stubenmädchen gehorfeigt, und dem Kellner im Hotel hat sie eine Wasserkaraffe an den Kopf geworfen. Und einen prächtigen Schwiegervater bekommen Sie auch! In der Stadt sagt man von ihm, er sei im Sommer in Karlsbad, im Winter im Konkurs —“

„Verehrtes Fräulein —“

„Sehr seltsam finde ich es indessen, Herr Doktor, daß Sie hierherkommen, um mich zu werben, wenn Sie eine leidenschaftliche Liebe für eine andere im Herzen tragen. Ja, eine leidenschaftliche Liebe! Ein Mann, der so von einem Mädchen spricht, wie Sie, ist leidenschaftlich verliebt. Kein zweiter Mensch in der Welt hat noch entdeckt, daß Frischens Verkehr einen „eigenthümlichen, geheimnißvollen Zauber“ besitzt, noch niemals hat einer gesagt, es schwebte bei ihrem Anblick „etwas Mildes und Gütiges“ aus den Wolken herab —“

„Verehrtes Fräulein —“

„Ja, so haben Sie gesagt! Sie sind verliebt, bis über die Ohren verliebt, und möchten der Sonne ihren Strahlenglanz rauben, um ihn als Glorienschein um das Haupt einer vollkommeneren Gans zu flechten —“

„Verehrtes Fräulein —“

„Einer vollkommeneren Gans, das Wort ist einmal heraus, und ich nehme es nicht zurück, ich will es vertreten. Aber darum können Sie sie ruhig heiraten, wenn Sie wollen, mir liegt nicht soviel

daran, als unter den Nagel des kleinen Fingers geht! Aber wissen möchte ich, wie Sie es wagen, mir eine Erklärung zu machen, wenn Sie mit einer anderen im geheimen Einverständnis stehen! Sicher wollten Sie mich mit ihr verspotten, und Sie sind nur hierhergekommen, um Ihr Spiel mit mir zu treiben —“

„Aber liebes Fräulein —“

„Schweigen Sie! Sprechen Sie hier kein Wort! Alle Sympathieen, die ich für Sie empfunden habe, sind durch Ihr unwürdiges Benehmen in Haß verwandelt worden. Ja, ich hasse, ich verabscheue Sie, und es ist mir gleichgültig, ob Sie Fräulein heiraten oder die Gorilla-Jungfrau im Thiergarten! So wie ich ist noch kein Mädchen beleidigt worden, ach, ich armes, beklagenswerthes Geschöpf — ich bekomme einen Weintrampf — huhuhu — eine solche Schmach — huhuhu —“

„Aber, liebes Fräulein Rosa, ich will ja nur Sie heiraten, nur Sie —“

„Nur mich?“

„Ja, nur Sie! Sie lassen mich ja gar nicht zu Worte kommen! Ich liebe nur Sie und habe deshalb um Ihre Hand angehalten. Wenn Sie mich aber abweisen —“

„Ich habe — Sie nicht — abgewiesen —“

„Aber ja! Soll ich denn ewig als alter Kneipbruder durch die Welt godeln, wie ein verlorener Stern, der im Himmelsraum keine richtige Bahn finden kann? Wenn Sie mich nehmen, werde ich mich als der glücklichste Mensch fühlen. Ich weiß, ich bin kein Leutnant, nicht einmal ein Gigerl, aber so weit ein gewöhnlicher Sterblicher ein Weib glücklich zu machen vermag, will ich alles aufbieten, um Sie —“

„Und Sie lieben Fräulein nicht?“

„Es fällt mir ja nicht im Traume ein. Sie waren es ja, die mich auf das Mädchen aufmerksam gemacht hat —“

„Sie werden sie niemals wiedersehen wollen?“

„Wenn Sie es wünschen, niemals. Aber sagen Sie mir, daß Sie mir gut sein könnten, daß Sie mein Weib werden wollen!“

„Sie hätten das fühlen müssen —“

„Sie sind mir also gut? Sie wollen mein Weib werden?“

„Ja, ich will, wenn ich es endlich sagen muß. Sie hätten es errathen können, wenn ich selbst so dumm war, es nicht zu wissen —“

„Suche! Dann ist alles gut. Wir haben ja beschlossen, mit einander zu reisen — so sei's denn — wir gehen zusammen durch das ganze Leben!“

„Ich will schon — aber, lieber Doktor, lieber Karl, die Flatterhaftigkeit müssen Sie sich abgewöhnen!“

„Will ich ja, Du mein dummes Madel, Du!“

Räthsel.

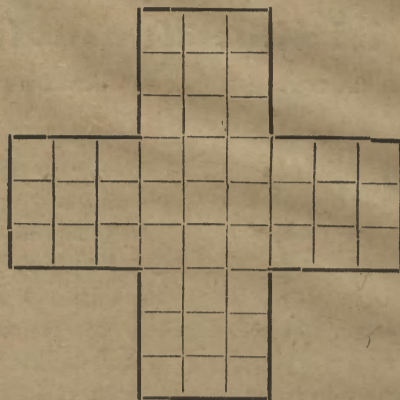
Bilderräthsel.



Gleichklang-Räthsel.

Auf mir stehn die Basen und Tanten,
Und klatschen nach altem Brauch.
Mich bilden die Spekulanten,
Und Kinder bilden mich auch.
Ich bin bei manchem Stern,
Und Mädchen haben mich gern.

Kreuzräthsel.



In die Felder vorstehender Figur sind die Buchstaben AAA, BB, CC, DD, EEEEEEE, FFF, HH, II, LLLL, M, N, RRRR, SS, TTT, UUU, WW, Y, derart einzutragen, daß die mittlere wagerechte und senkrechte Reihe gleichlautend sind und die wagerechten Reihen folgendes bedeuten: 1. ostrussisches Gouvernement; 2. Empfindung; 3. Stadt an der Donau; 4. männlicher Vorname; 5. militärische Charge; 6. Familienglied; 7. geistlicher Würdenträger; 8. Marschall Napoleons I.; 9. Singstimme.

Füllräthsel.

- ? — — australischer Vogel.
- ? — Nebenfluß der Donau.
- — ? Zeitabschnitt.
- ? — Stadt an der Donau.
- ? — — Körpertheil.
- ? — Thier in Afrika.
- — ? spanischer Feldherr.

Jedes Wort wird aus drei Buchstaben gebildet; die auf die Fragezeichen fallenden Buchstaben bezeichnen im Zusammenhang ein europäisches Reich.

Tauschräthsel.

Karre, Bier, Wand, Wolle, Strudel, Maus, Ratte, Tadel.

Aus jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein anderes Hauptwort zu bilden, derart daß die neu eingefügten Buchstaben im Zusammenhang ein wichtiges modernes Verkehrsmittel bezeichnen.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

V, der Vorhandspieler, verliert Null auf folgende Karten:
a7, 8, 10; b8, 9; c7, 9, B; d7, 9.



Die beiden andern hatten sogleich gepakt. Jeder hatte alle vier Farben in der Hand; b7 sitzt nicht dort, wo der erste Stich hinfällt. Im Stat liegen dB, dA. Wie muß die Kartentheilung sein, daß der Null auf den fünften Stich fällt?

Auflösung des Bilderräthsel.

Senator.

Auflösung der Schachaufgabe.

(Zweizüger von Karl Behring.)

W. Ka4, Dd1, Th4, Lf2, So8, Bb5, e4.

Schw. Kg5, Sf3, Ba5, b6, d2, g6.

1. Lf2—e1!, — 2. vierfach Matt.

Richtige Lösungen gingen ein von: Bertha Habermann, S. Drezekowski, Stanislaus Mustelewicz, Otto Grosse, F. Bock, Otto u. Arthur Zub, Franz Laufer, Ludwig Grundtmann, Karl Knebel, Karl Groll, Arno Drivanowsky, Emil Kircher, Wilhelm Gendretzig, Kurt Bouvier, Hans Wiebert, Moriz u. Leo Cohn, Erich u. Margarete Gabler, Arthur Lehming, Ladäus Ziolkowski, Bromberg.